

49. Jahrgang

CAUX Information

5-7/97

Mai-Juli

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

Nachdenken über Europa

Ein Apéro-Vortrag in Luzern

In dieser Ausgabe

EIN KLEINBETRIEB WIRD 100:

| | |
|---------------------------------------|---|
| Drei Generationen, ein Handwerk | 3 |
| Die Meinung der Partner | 5 |
| Denkanstöße für Mensch und Wirtschaft | 5 |

ZUM NACHDENKEN:

| | |
|---|-----|
| «Der vergessene Faktor in Brüssel», Luzerner Apéro-Vortrag von Dr. Hubertus Dessloch, München | 6-9 |
|---|-----|

PERSÖNLICH:

| | |
|--|----|
| Zwei Nahaufnahmen aus dem sich wandelnden Afrika | 10 |
|--|----|

FÜR SIE GELESEN:

| | |
|--|----|
| «Ich, Bruder Klaus von Flüe» Neue Biographie 50 Jahre nach der Heiligsprechung | 12 |
|--|----|

AN ORT UND STELLE:

| | |
|---|----|
| Medienschaffende unter der eigenen Lupe | 14 |
| Ukrainische Abgeordnete in England | 15 |
| Kurzmeldungen | 16 |

In Ihren Händen liegt die letzte Ausgabe vor der Sommerpause: Eine Westschweizer Kleinfirma feiert ihren 100. Geburtstag, wobei uns interessierte, was die gegenwärtige Firmenleitung motiviert. – Der Vertreter eines deutschen Bundeslandes in Brüssel macht sich Gedanken über den Zusammenhalt des «exemplarischen Friedenswerkes», wie er die Anfänge der EU im Westen unseres Kontinents umschreibt. – Aus der Zentralschweiz stammt der Bauer, Ratsherr und Richter Niklaus von Flüe (1417–1487), der vor fünfzig Jahren in Rom heiliggesprochen wurde. Seine neuste Biographie wird vorgestellt. – Schliesslich folgt ein Bericht über Medienleute, die ihr eigenes Tun unter die Lupe nehmen; ein originelles Unterfangen in den Reihen dieser allgegenwärtigen Berufsgattung.

Ist diesen zeitlich und räumlich weit gestreuten Beiträgen etwas gemeinsam? Der Firmenchef definiert Integrität als unumgänglichen Faktor zum Überleben des Betriebs. Der über Westeuropa nachdenkende Chefbeamte zeigt auf, wie die elektronische Vernetzung eine neue Ethik der Zusammenarbeit erfordert.

Binahe hätte ich die zwei persönlich geschilderten Schicksale vergessen. Sie stammen aus Afrika und gewinnen auf dem Hintergrund der dortigen Aktualität an Tiefenschärfe.

Der gemeinsame Nenner ist wohl das, was in den Zerwürfnissen vor fünfhundert Jahren Menschen wie Niklaus von Flüe dazu brachte, in erster Linie nach einem «einig Wesen» zu trachten: Mit diesen zwei Worten ist ein ganzes Programm umrissen, eine Wurzelbehandlung, eine Befreiung von Altlasten.

Uns und Ihnen wünsche ich einen offenen Sinn während der Sommerpause, damit wir Wesentliches erleben können.

Christoph Spreng

CAUX-Information

Redaktion
Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi,
Christoph Spreng

Administration und Redaktion
Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen
MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement
Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–,
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten
Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postbank Karlsruhe,
BLZ 660 100 75, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise
zweimonatlich

Druck
Brunner AG, Druck · Informatik · Verlag,
6010 Kriens

Fotos
Australian Information Service, Brandt, Brown,
EP-Information, Spreng

Die Zeitschrift CAUX-Information berichtet über Initiativen, die

- ♦ **die Wunden der Geschichte heilen**, denen sonst immer neue Racheakte entspringen, besonders dort, wo sich Kulturen und Zivilisationen berühren.
- ♦ **die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken**: Dadurch wird egoistischen Interessen und Bestechlichkeit der Kampf angesagt.
- ♦ **dem Einzelnen und der Familie helfen**, inmitten eines Klimas der Selbstbezogenheit und gegenseitigen Anklage eine Kultur der verantwortlichen Fürsorge für andere zu schaffen.
- ♦ **das ethische Engagement im Berufsleben und in Unternehmen fördern**: So werden Arbeitsplätze geschaffen und das wirtschaftliche und ökologische Ungleichgewicht korrigiert.
- ♦ **Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben**: Dann werden auch die Ursachen der Diskriminierung aufgrund von Rassen- oder Gruppenzugehörigkeit angegangen.
- ♦ **Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Glaubensrichtungen schaffen**, damit sie sich gemeinsam für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden einsetzen können.

Ein Schweizer Kleinbetrieb wird 100jährig

Unlängst wies Stéphane Garelli, Wirtschaftsprofessor an der Universität Lausanne und am Nachdiplom-Institut IMD, auf den grossen Unterschied hin, der zwischen den Weltakteuren der Wirtschaft und den Klein- und Mittelbetrieben (KMB) herrscht. Die Multinationals bewegen sich im voll liberalisierten Markt, die KMB sind gewohnt an ihr geregelteres Umfeld der Absprachen in und zwischen Berufsverbänden. Ein unversöhnlicher Gegensatz? Jedenfalls nicht selten ein Stolperstein beim notwendigen Versuch struktureller Anpassungen.

Ein kleiner Westschweizer Familienbetrieb feiert sein hundertjähriges Bestehen. Wir hatten die Gelegenheit, bei J. Brandt, Metallbau, im malerisch gelegenen Bulle, der Heimat des Greyerzer Käses, vorbeizuschauen. Firmenchef Jacky Brandt, Enkel des Gründers Albin Brandt, leitet den Betrieb seit 1970. Sein jüngerer Sohn ist, wie schon der ältere vor ihm, in derselben Fachschule in Berufsausbildung wie seinerzeit der Vater. Wir treffen den Chef während der Pause. Er packt ein Stück Brot und einen Apfel aus einem Papier, und während er in kleinen Mengen davon nimmt, beantwortet er unsere Fragen.

Sie feiern Ihr Firmenjubiläum mit einer Anzahl Veranstaltungen. Kostet das viel?

Wir haben dafür CHF 40000.– bis 45000.– vorgesehen, einschliesslich unserer Personalkosten. Aber wir haben unsere Lieferanten und Geschäftsfreunde um Hilfe gebeten – eine Art Sponsoring, wie es heute üblich ist. Wir haben diesbezüglich Antworten erhalten, die uns etwa die Hälfte des Notwendigen decken. Beispielsweise kriegen wir so für unsere Veranstaltung im September den Saal und die Mahlzeiten von einer Versicherung, mit der wir schon lange in Verbindung stehen.

Die Wirtschaft wird immer globaler. Wie bewerten Sie die Zukunftschancen der Klein- und Mittelbetriebe?

Es ist schwer, hierzu eine schlüssige Antwort zu geben. Nur schon wegen der schlechten Konjunktur heute. Dazu sind wir im Baugewerbe tätig, das heisst in einem inländischen Wirtschaftszweig ohne Export. Jene Firmen, die ein Können und eine Spezialisierung aufgebaut haben, werden weiterhin Arbeit finden. Sie werden die Aus- und Fortbildung des Personals ständig beachten müssen. Beim Arbeitsvolumen hingegen werden Firmen, die sich während der Hochkonjunktur zu schnell vergrösserten, den Druck zu spüren bekommen. Ebenfalls jene Fir-

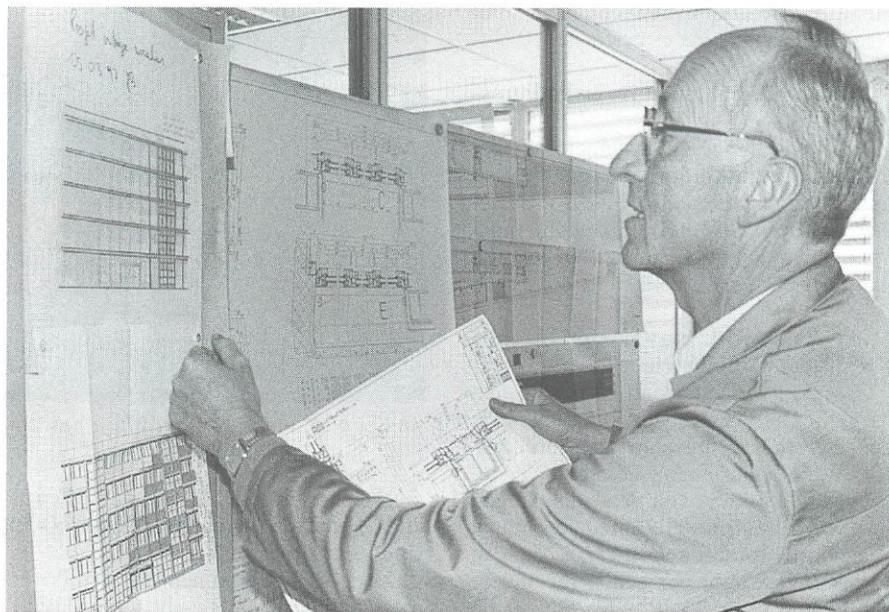
mengründungen der letzten zehn Jahre, die zu leicht zu Krediten gegriffen haben.

Ich bin dankbar, dass wir seinerzeit unsere Firma nicht allzusehr vergrössert haben – es wäre möglich gewesen, die Versuchung war da! Wir hätten uns auch in diese Wachstumslogik hineinziehen lassen können. Hier half einmal mehr das Gespräch mit den Mitarbeitern, die Gewohnheit, Abstand zu nehmen und nachzudenken und sich nicht bloss durch den Markt oder das Umfeld beeinflussen zu lassen. Es spielte sicher auch ein Sinn für Verantwortung mit, welche bei uns im Betrieb gemeinsam getragen wird. So

aufnehmen, weil wir einen Liquiditätsengpass hatten. Doch ich musste den vertraglichen Verpflichtungen nachkommen. Zwar machte ich eine Anündigung über unsere Schwierigkeiten, aber es wurde protestiert. (Er lacht.) Sehen Sie, manchmal ist man auch in die Enge getrieben! Unser Lebensniveau in der Schweiz ist recht hoch. Ein Mitarbeiter mit Familie, mit Kindern im Schulalter hat seine Verpflichtungen, denen er nachkommen muss. Hingegen fanden wir Spielraum mit älteren Mitarbeitern, die sich während einer gewissen Zeit mit etwas weniger zufrieden gaben. Es ist interessant, wenn man darüber im Einzelfall diskutieren kann, auch wenn es schwierig ist. Es kommt vor, dass kein Verständnis vorhanden ist. Vor allem darf man die Dinge nicht schlittern lassen.

Wie steht es denn mit der Anzahl Beschäftigten?

Bis jetzt haben wir sehr wenig abgebaut. Wir sind unserer dreissig. Manchmal haben wir noch Teilzeitangestellte hinzugenommen.



Der Firmenchef Jacky Brandt im Konstruktionsbüro

konnten wir zu guten Zeiten Reserven bilden. Die letzten drei Jahre hingegen haben wir mit einer negativen Bilanz abgeschlossen.

Wie gehen Sie mit diesen Krisen um?

Ich bezog kein Gehalt und lebte vom Ersparten. Um die 13. Monatslöhne auszahlen zu können, musste ich sogar Geld

Wie viele Jahre so?

Ich würde sagen, seit etwa zehn Jahren.

Und vorher: waren es mehr oder weniger?

In den grossen Jahren (1975–80) hatten wir bis zu fünf Leute mehr. Aber wir haben auch Zeiten der verkürzten Ar-

Firmenkultur, Fortsetzung

beitszeit gekannt! Die Menschen haben ihre Fähigkeiten; wenn man sie dann einfach entlässt, ist das meines Erachtens eine «Zu-Schnell-Lösung»! Es gab Wochen, manchmal Monate verkürzter Arbeitszeit. Laut den Gesamtarbeitsverträgen verfügen wir über einen Spielraum von Kurzarbeits- und Überstunden innerhalb eines geregelten Gesamtdurchschnittes. Je nach Auftragsbestand gibt dies etwas Spielraum. Was aber stundenmässig unter den geregelten Basislohn ginge, müsste die Firma tragen! Dem entgeht man nicht.

Ihr Betrieb steht mitten im schönen Greyerzerland, wo der weltberühmte Käse herkommt.

(Lacht) Eigener Export?

Nein, haben Sie je schon Aufträge für die Käsehersteller ausgeführt?

Aha, ja. Mehr und mehr bestellt man bei uns Türen aus rostfreiem Stahl, bis hin zu den Türschlossern. Es ist das einzige Material, welches dem Salz und den Milchsäuren standhält. Alles muss heute aus Inox sein, was früher noch aus Aluminium war. Das hielt nicht lange hin. Nach fünf Jahren war es zerfressen.

Nun zu den Themen Ihrer Podiumsgespräche...

Es ist die Frage einer gemeinsam getragenen Verantwortung für die Firmen und die der bürgernahen Firma (*l'entreprise citoyenne*), die allmählich ihren Weg macht. Dies scheint mir für die Zukunft der Firmen interessant.

Ist das nicht ein Luxus für die Klein- und Mittelbetriebe?

Ich glaube nicht, denn es macht sich bezahlt. Die Mitarbeiter beispielsweise denken weiter als bis zum nächsten Zahltag. Wenn Transparenz herrscht, verstehen sie auch etwas von den Spannungen im Umfeld – auch die Zahlen sind ihnen bekannt. Es fordert aber mehr, Lösungen so herbeizuführen, nur schon die innere Einstellung dazu. Manchmal gibt es die unterschiedlichsten Ausgangslagen, das stimmt. Aber man wird zunehmend Hand in Hand arbeiten müssen. Der Chef der alten Schule ist vorbei.

Mein Vater sagte bei der Einweihung unseres gegenwärtigen Betriebsgebäudes im Jahre 1965: «Unehrllichkeit im Geschäftsleben ist ein Zeichen der Unfähigkeit.» Ich würde heute sagen: Die Integrität einer Firma ist für ihr Überleben

unumgänglich. Aus eigener Erfahrung stelle ich fest, dass dieser Aspekt entwickelt werden muss. Man kann so mit anderen Firmen einen Austausch pflegen und dem anderen Arbeit weitergeben, wenn man zuviel hat, oder umgekehrt. Das haben wir versucht. Es gibt Leute, die sind zu stolz und wollen das nicht. Dann die Beziehung zum Staat. Während Jahren hat man mit der öffentlichen Hand eng zusammengearbeitet. Jetzt gibt es Entlassungen. Wenn wir beweglich und offen sind, können wir noch Lösungen finden, auch wenn es kleine sind. Da liegt auch die Chance des Klein- und Mittelbetriebes (KMB). Wir verfügen da über mehr Spielraum als die Grossen. Schliesslich beruht unsere Volkswirtschaft zu beinahe 80% auf KMBs.



Firmengründer Albin Brandt (rechts) und Sohn Willy



An der computergesteuerten Falzmaschine

Welches ist der Anteil der öffentlichen Hand an Ihren Aufträgen? Oder sind es nur private?

Zwei Drittel kommen aus der Privatwirtschaft, jedenfalls mehr als die Hälfte. Hingegen gibt es jetzt weniger Bestellungen der öffentlichen Hand. Man spürt die Verschuldung der öffentlichen Körperschaften. Es gibt weniger Investitionen, dafür mehr Renovationen.

Reicht das schon? Dann zeige ich Ihnen noch kurz den Betrieb.

Wo sich noch vor zehn Jahren ein Teil der Werkstatt und das Werkzeuglager befanden, sind heute Büros mit Bild-

schirmarbeitsplätzen. Im Gang steht der Laserdrucker mit einer meterbreiten Papierrolle zum Ausdrucken der computer-erstellten Pläne. Interesse am direkten Zusammenhängen mit den Maschinensteuerungen bestehe noch nicht, dazu seien die Serien zu klein, sagt Brandt. Hinter der Montagehalle steht ein zehnjähriger Anbau, mittendrin eine Lager- vorrichtung mit Dutzenden von maschinell bewegbaren Materialkörben. Beidseitig je eine Zuschneidemaschine, links für Stahl, rechts für Aluminium. Fazit: Weniger Materialverschleiss, bessere Arbeitsvorbereitung.

Christoph Spreng



Vormontage in der Werkhalle

Die Meinung der Partner

Das offizielle Firmenjubiläum wurde am 1. Mai in einer festlich eingerichteten Werkhalle begangen. Hier waren auch die Stimmen jener zu vernehmen, die Jacky Brandt und seine Mitarbeiter als ihre Partner betrachten.

Ronald Chanex, Regionalsekretär der Gewerkschaft FTMH (SMUV), erläuterte seine Haltung zu den Gesamtarbeitsverträgen, die in der Schweiz vor sechzig Jahren eingeführt wurden. Er sei ein Befürworter dieses «Arbeitsfriedens», auch wenn man diesen nicht als Dogma betrachten dürfe, sondern als Folge einer freiwilligen Vereinbarung zwischen Arbeitgebern und -nehmern. «Ich weiss, die Direktion dieser Firma trägt zu den Arbeitsbedingungen ihres Personals besonders Sorge», schloss Chanex.

Seitens der Freiburger Kantonsregierung sprach Staatsrat Michel Pittet: «Besonders freue ich mich festzustellen, (...) dass die Politik unserer flinken Jubilarin auf Partnerschaft beruht, die eine dauerhafte Entwicklung mit sich bringt und daher den Konjunkturschwankungen weniger unterworfen ist.»

Der Präsident der Schweizerischen Metallunion, Willy Brand, würdigte sein französischsprachiges Mitglied: «Die Firma Brandt ist und bleibt unsere Adresse (in der Westschweiz).»

Das Fest wurde musikalisch umrahmt vom Blasorchester Euphonia, das den offiziellen Teil gebühlich mit der «Amboss-Polka» beendete.

cbs



Arbeiten, dass die Funken stieben...

Drei Podiumsgespräche

Wie kommt es zu dieser Initiative? Es scheint nicht bloss das Interesse am Werbeeffekt zu sein. Während Jahrzehnten wurde im Greyerzer Metallbaubetrieb die Lehrlingsausbildung als wichtig angesehen. Und der gegenwärtige Firmenchef hat mit seinen Mitarbeitern eine Form von Mitbeteiligung an Entscheidungsprozessen entwickelt. Mensch und Wirtschaft gelten offenbar als gleichwertige, untrennbare Elemente.

Daher nimmt die Firma Brandt ihr Jubiläumsjahr zum Anlass, drei Podiumsgespräche zum Thema Firmenkultur anzubieten.

1. Die bürgernahe Firma: Chance oder Verfall? (Juni)

Hier werden drei Aspekte beleuchtet: Bleibt die Wahl zwischen Mensch und Kapital ein Gegensatz? Kann die Regierung noch die Rolle des Schiedsrichters übernehmen? Wie weit geht die Verantwortung des Unternehmens?

2. Der Gesellschaftsvertrag: Luxus oder Notwendigkeit für die Zukunft? (September)

Das Thema wird ebenfalls in drei Fragen aufgegliedert: Gibt es übereinstimmende Interessen? Wie kann Ehrlichkeit zur Umgangssprache werden? Aus welcher Quelle schöpfen wir die Kraft unserer Überzeugung?

Diese ersten beiden Themen werden von ausgewiesenen Fachleuten aus Firmen und Fachverbänden eingeführt. Nebst der kompetenten Behandlung der Themen wünscht sich der Veranstalter einen regen zwischenmenschlichen Kontakt.

3. Die Firmenkultur (voraussichtlich November)

Dieses Thema soll in erster Linie mit Studierenden, jungen Vorgesetzten und Chefs besprochen werden. Dafür vorgeordnet sind Punkte wie: Schaffung eines auf Werte ausgerichteten Führungsstils, die Beziehung zwischen Firmenkultur und innerer Veränderung des Menschen, die Zielsetzung und der Auftrag im Leben, die Bedeutung des Erfolgs einer Firma.

Der vergessene Faktor

Dr. Hubertus Dessloch, München, war Referent am diesjährigen Frühjahrs-Apéro der Stiftung für Moralische Aufrüstung in Luzern. Den selbstgewählten Titel begründete er so: Die seit dem Zweiten Weltkrieg entstandene Verständigung Westeuropas, ein «exemplarisches Friedenswerk», werde heute kaum noch in ihrer Essenz wahrgenommen. Er erwähnte einige Persönlichkeiten und Bewegungen, deren Impulse dabei eine wesentliche Rolle spielten, und erinnerte das Luzerner Publikum auch daran, dass vor fünfzig Jahren die Christdemokraten Zentral- und Westeuropas hier in der Leuchtenstadt erstmals zusammengekommen waren. «Man müsste ein viel stärkeres Wort (als den Titel) gebrauchen, um zu skizzieren, welche Bedeutung unsere christliche Kultur in all diesen Ereignissen hatte.» – Hier, leicht gekürzt, der Text des Vortrags:

Ein Prozess ist in Gang gesetzt worden, der uns überrascht durch die Breite und die Tiefe der Integration, die bisher eingetreten ist. Das Wesentliche, das Charakteristikum dieser Entwicklung ist, dass es sich um eine Rechtsgemeinschaft handelt. Hier hat kein Mitgliedstaat die Vorherrschaft, hier gibt es keine hegemoniale Partei wie in der alten Sowjetunion, hier gibt es keinen charismatischen Führer, keinen Federator, sondern es geht nach den Regeln europäischen Staatsrechts, kann man sagen, des primären Gemeinschaftsrechts, und auf dieser Legitimitätsgrundlage sind unendlich viele europäische Rechtsakte und auch Rechtsvorschriften entstanden, die akzeptiert und vollzogen worden sind.

Gemeinsames trotz Vielfalt

Wer Kulturpessimismus verbreitet, dem kann man entgegenen: Die Akzeptanz des Rechtes bei gegebener kultureller und nationaler Verschiedenheit ist eine Kulturleistung im Nachkriegseuropa, die einmalig dasteht und wirklich zu würdigen ist. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass in dieser Gemeinschaft – und ich gebe nur ein paar Erfolgsdaten wieder – bereits nach fünf Jahren der Gründung der Montanunion die Verträge von Rom für die Wirtschaftsgemeinschaft unterschrieben werden konnten (am 25. März 1957; wir haben gerade den 40. Jahrestag begangen); 1967, zehn Jahre später, wurden die Organe dieser Gemeinschaften fusioniert; 1972 erste Erweiterung um Grossbritannien, Dänemark und Irland; 1979 zweite Erweiterung um Griechenland und erste Direktwahl zum Europäischen Parlament; 1986 dritte Erweiterung um Spanien und Portugal und die Stärkung der Gemeinschaft durch ein präzises Datum für die Einführung des Binnenmarktes: 1.1.93 die einheitliche europäische Akte; 1993

die vierte Erweiterung um Österreich, Schweden und Finnland; 1992 Maastricht I, und jetzt verhandeln wir um Maastricht II – eine offene Frage. Aus Maastricht I haben wir einen Termin, den 1.1.99 für die Wirtschafts- und Währungsunion (die Wirtschaftsunion haben wir schon weitgehend), und das Jahr 2000 ist angesetzt für die fünfte Erweiterung um Polen, die Tschechische Republik und Ungarn.

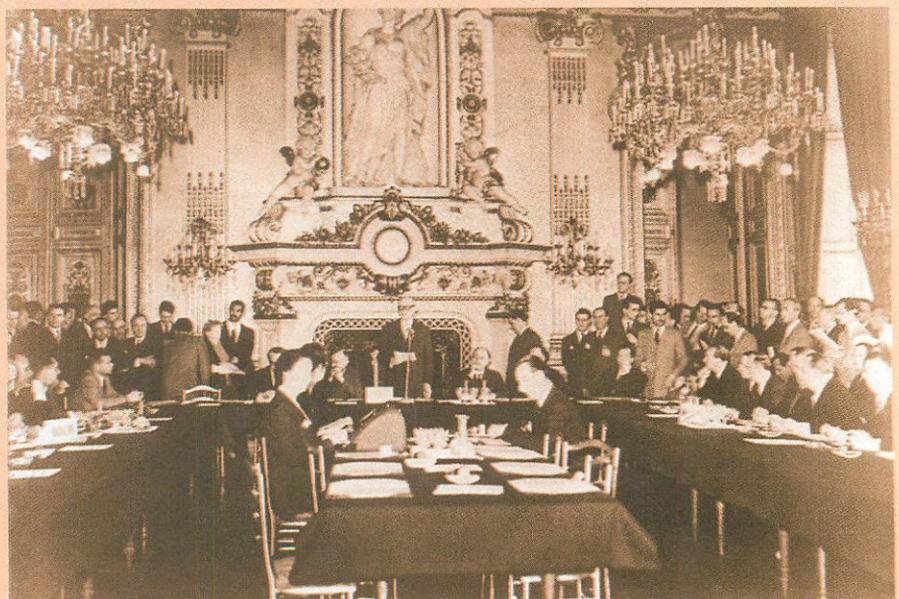
Sorgen

Die deutschen Länder, gerade auch die Bayern, hatten und haben gewisse Sorgen vor dieser Rechtsgemeinschaft und vor dieser hochtourigen Rechtssetzung in Brüssel. Irgendwann einmal auf dem Weg zum Binnenmarkt, den herbeizuführen 360 Rechtssetzungsmassnahmen notwendig waren, hätten wir in Deutschland

wahrscheinlich den Integrationsinfarkt erlebt und damit eine schwere EG-Krise, wenn wir nicht auch einen Ausweg gefunden hätten. Dieser Ausweg liegt darin, dass wir ein Verfahren der Mitwirkung der Länder an der Europapolitik der Bundesregierung etabliert haben, bis hin zu einer Verfassungsergänzung, und auf der sich daraus ergebenden Rechtsgrundlage auch die Möglichkeit haben, direkte Verbindungen mit den Organen der EG aufzunehmen – daher die Landesvertretungen in Brüssel.

Mitgestalten

In meiner kurzen Vita auf der Einladung (*siehe unten, die Red.*) hat sich sicher der eine oder andere gefragt: «Wie gibt es denn das, dass die Länder der Bundesrepublik dort vertreten sind?» Das ist eine kompensatorische Massnahme des Bundesstaates Deutschland, um nicht auf dem Umweg über Brüssel eine völlige Mediatisierung unseres föderalen Staatsaufbaus hinnehmen zu müssen. Wir hätten es nicht hingenommen; insofern war diese Fortentwicklung unserer Verfassung und der politischen Praxis in Brüssel eine konstruktive und auch erfolgreich laufende Operation, die Deutschlands Einheit und Präsenz dort nicht gefährdet. Wir laufen dabei nicht in offener Formation übers Gelände, sondern es gibt eine klare Arbeitsteilung: Die Ländervertreter arbeiten auf der fachlichen Ebene mit der Europäischen Kommission zu-



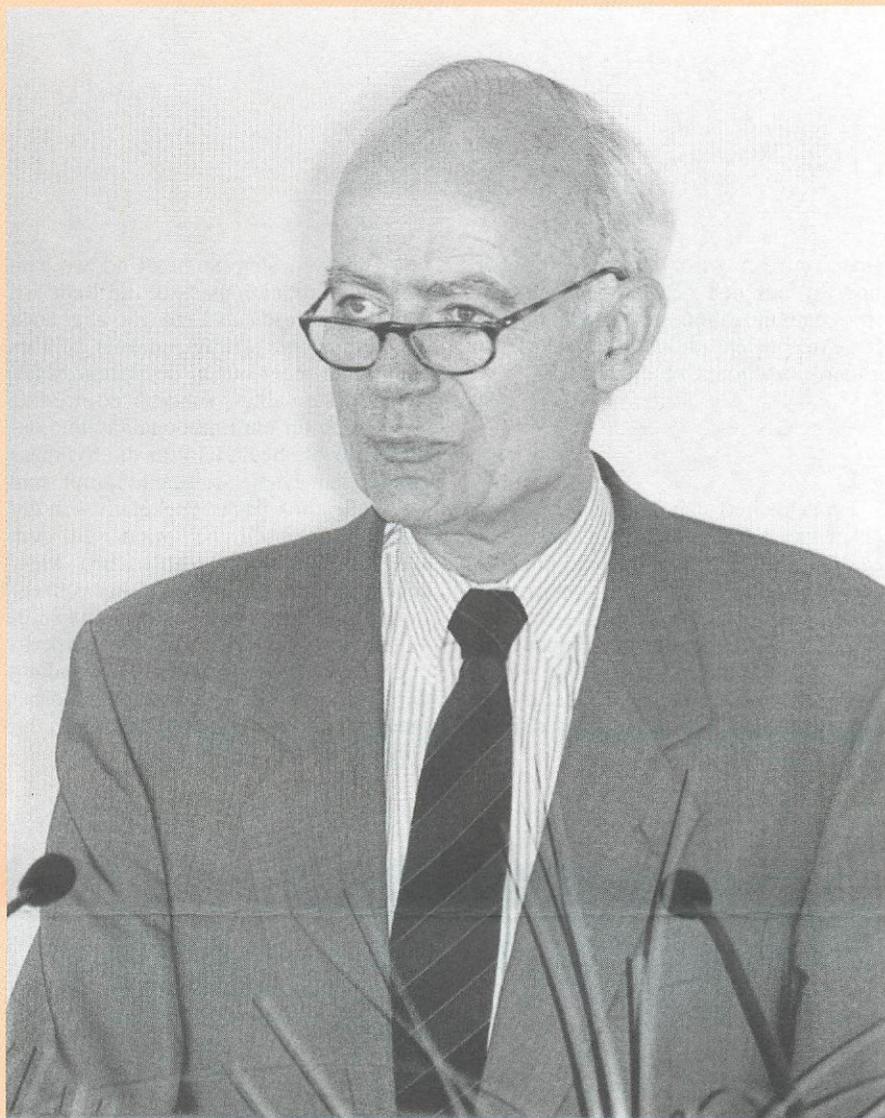
Fünf Jahre nach Kriegsende verkündet Robert Schuman den Beginn der Zusammenarbeit im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl

in Brüssel

sammen, optimieren durch Consulting deren Vorschläge, soweit wir da erfolgreich sind. Das setzt natürlich voraus, dass man erst überhaupt die eigene Regierung und das eigene Parlament informiert und eine eigene Europapolitik entwickelt. Dieser Prozess ist das konstruktive Element in der deutschen Europapolitik: dass es keine verfassten Gliedstaaten mehr gibt, die den Prozess bremsen aus Angst vor Aufgabe ihrer Identität und ihrer verfassungsmässigen Rechte.

Es gibt natürlich noch andere Angstreflexe, die gravierender sind und grössere Fragen aufwerfen: die Angst der Deutschen vor dem Euro oder die Angst der EU-Europäer voreinander und untereinander, was zu sehr problematischen Entwicklungen auch in der Vertragsgestaltung geführt hat. Der Vertrag von Maastricht ist nicht mehr die alte Europäische Gemeinschaft. Diese ist zwar da mit ihren Organen: ihrer Exekutive, ihrer Legislative, ihrem Europäischen Gerichtshof. Aber sie ist eingehüllt worden durch einen Unionsvertrag, der konföderalen Charakter hat, der also die Souveränität der Mitgliedstaaten neu ins System einführt, und nach diesem sehr lockeren Mantelvertrag ist die gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik konzipiert – die gar keine gemeinsame ist: In Exjugoslawien haben die Mitgliedstaaten der EU gegeneinander Diplomatie gemacht; deshalb kam es nicht zu einer Beilegung des Konfliktes. Oder die Innen- und Rechtspolitik, in der wir immer noch nicht soweit sind, dass wir die Freizügigkeit für Waren, Dienstleistungen, Kapital, Arbeitnehmer, die wir eingeführt haben, unterbinden für Verbrecher. Und einmütig sind sich die Mitgliedstaaten nicht, ob die Gemeinschaft erweitert werden soll; momentan sieht es noch nicht danach aus.

Mit der Schilderung des Erfolgs der europäischen Integration und den psychologischen Schwierigkeiten der Mitgliedstaaten und ihrer Völker glaube ich genügend Argumente dargelegt zu haben dafür, dass wirklich regionale Selbstbestimmung und Selbstbestimmung Europas als Ort der Achtung von Würde des Menschen, Geltung des Rechts, Achtung der Freiheit nötig ist. Wir brauchen dieses Europa, aber wir brauchen auch die regionale und die nationale Selbstbestimmung. Um diesen Konflikt aufzulösen, muss man etwas tiefer ansetzen und nachdenken, und jetzt komme ich zum eigentlichen Thema.



Nicht im Reagenzglas lösbar

Es geht nämlich um unsere Kultur. Es ist ein kulturelles Problem gestellt, wenn Sie Kultur im allerweitesten Sinne verstehen. Alles ist Natur, nur der Mensch braucht und schafft Kultur. In diesem Sinne eines weiten Kulturbegriffes ist natürlich auch die staatliche Organisation, auch die Abstufung, das Verhältnis staatlicher Ebenen zueinander, eine Kulturleistung, die manche Nationen in Europa, westlich und nördlich von uns, gar nicht entwickelt haben. Dies macht es um so wichtiger, dass die Schweizer an dem verfassten Europa teilhaben, denn Ihre Erfahrung ist wichtig, sonst sind wir ganz allein mit den Österreichern – und neuerdings den Belgiern.

Die Frage: Wieviel Europa und wieviel regionale Autonomie? ist eine Angelegenheit, die wir nicht im Reagenzglas lösen können, sondern wir stehen unter einem gewaltigen Veränderungsdruck und Lösungszwängen für gegebene Probleme. Parallel zu der Politik der europäischen Integration laufen geistige Aufbrüche, die dazu nicht beziehungslos sind.

Online

Erstens die Informationstechnologien. Sie erweitern das Wissen durch interaktives Fernsehen – das ist der nächste Schritt –, aber auch, wenn man mit dem PC arbeitet, durch Online-Verbindungen zu Datenbanken. Damit ist das abrufbare Wissen, das dem einzelnen zur Verfügung steht, enorm erweitert. Oder in Betrieben und Behörden sind Sie heute vernetzt, PC zu PC. Damit ergeben sich neue Arbeitsprozesse, nämlich im Team: Den Input in das System des Kollegen dürfen Sie nicht missbrauchen; Sie müssen damit fair umgehen, Sie müssen Synergie entwickeln. Es erfordert eine neue Ethik der Zusammenarbeit. Auch können Sie über die elektronische Kommunikation mit Geschäftspartnern umgehen – ungelöst immer noch die Frage der elektronischen Unterschrift. Auch hier ein Imperativ zu Ethik. Sie müssen davon ausgehen, dass es Missbrauchsmöglichkeiten gibt, auch wenn sie weitgehend ausgeschaltet werden. Eine neue Ethik im Umgang mit der Informationsgesellschaft ist unabweisbar: eine These, die auch von allen Instituten, die über die Anwendungstechnologien ar-

beiten, vertreten wird. Also: ein ethischer Imperativ aus den neuen Möglichkeiten der Kommunikation zwischen tätigen Menschen, seien es Kollegen, seien es Partner zu anderen Organismen.

Geist als Produktionsfaktor

Dann erweitert sich natürlich die Möglichkeit des Lernens (ich habe mit Freuden den Titel der neuen Session in Caux gesehen), denn die Mittel des Lernens erweitern sich explosionsartig durch CD-Roms: Ganze Bibliotheken können Sie heute, didaktisch vereinfacht, auf Ihrem Computer haben, ohne Abstriche an der Differenziertheit und Subtilität des Wissensstoffes.

te – im weitesten Sinne. Und wo von Geist als Produktionsfaktor die Rede ist, da ist der Mensch als Erzeuger, aber auch als Verbraucher gefragt, und da geht es eben nicht mehr nur in den Grenzen der reinen Rationalität, sondern da werden die Räume für die Emotionalität, und dahinter für die Seele und für die Synthese aus beiden, wieder relevant. Damit sind wir vielleicht – das ist spekulativ – in der Informationsgesellschaft wieder auf dem Weg hin zu einem realistischen Menschenbild. Nicht mehr wie bisher konzeptionell unverbunden die kognitiven Fähigkeiten des Menschen und die körperlichen Eigenschaften, unter Ausblendung der Seele – nein: Geist, Seele und Körper machen ein realistisches, nämlich das christliche Menschenbild aus.

Wolfsburg produziert, aber die Komponenten kommen aus allen möglichen Ländern, zum Teil aus Spanien. Dies ist eine völlig neue und für das Wirtschaftsleben zwingende, weil in der Kostenkalkulation relevante und damit für die Rentabilität des Unternehmens entscheidende Kategorie.

Das beschränkt sich nicht auf Europa, sondern ist heute weltweit: Sie können sich Programme für Ihren Betrieb in Indien schreiben lassen zu einem Drittel des Preises. Die Entwicklung in Südostasien ist so dynamisch, dass sich Firmen von Weltrang nicht leisten können, nicht dort präsent zu sein. Es gibt dann die sich entwickelnden Länder, die sagen: «Wenn ihr mit euren Produkten präsent seid, dann müsst ihr auch Komponenten bei uns herstellen.» Und so flankiert die Politik den Globalisierungsprozess noch weiter.



Stoff zum Nachdenken

Das gleiche gilt für die noch nicht eingeführten, aber möglichen Multimedia-Techniken; das gleiche gilt für die Erweiterung des Könnens durch Automation und neue Technologien. Ergo, wir befinden uns in einer Wissensgesellschaft. Diese ist geprägt von Software – dem, was mit Wissen zu tun hat. Das ist ein anderer Produktionsfaktor, als wir ihn kennen. Die Industriegesellschaft war geprägt von der Hardware. Wir gehen also aus der Hardwaregesellschaft in die Softwaregesellschaft; dadurch entsteht neues Verständnis für die weichen Faktoren, für den Geist. Hat die Mechanik die Muskelkraft vervielfältigt, vervielfältigt die Informationstechnologie die geistigen Kräfte

Globale Wirtschaft

Ein zweiter Trend läuft parallel zur Politik: Es ist die Globalisierung der Wirtschaft, hervorgerufen durch Informationstechnologien. Das Wesen einer sich globalisierenden Volkswirtschaft ist, dass die Leistungserstellung am jeweils günstigsten Ort erfolgt – bewirkt einmal durch die Informationstechnologien, die die Grenzen sprengen und die Räume überwinden, dann durch die Vernetzung des internationalen Zahlungsverkehrs und des Kapitalverkehrs.

Dann haben Sie eine preiswerte und rasche Mobilität von Waren und von Dienstleistungen: Der VW Polo wird in

Widersprüche

Diese Globalisierung verschärft die inneren Widersprüche unserer überkommenen Modernität – durch Wettbewerb zwischen Volkswirtschaften mit und ohne soziale Prägung, Volkswirtschaften mit und ohne Kosten für Umweltschutz, politische Ordnungen mit und ohne Demokratie, unterschiedliche Steuersysteme, unterschiedliche Rechtsordnungen. Aus all dem ergibt sich eine ungeheure Veränderungsdynamik, und es stellt sich die Frage: Ist ein überzogen individualistisches, ja hedonistisches Menschenbild, wie es heute Konsenslage in den Medien zu sein scheint, überhaupt akzeptabel? Und welche Frustrationsergebnisse stehen millionenfach bevor, wenn der Ernst dieser Wettbewerbssituation auch die Letzten erreicht hat, wenn es wieder um Askesse geht, um Verzicht, um mehr Leistung und vor allen Dingen um mehr seelische Stabilität?

Diese Veränderungsdynamik hat natürlich Risiken. Wenn nämlich die Anpassungsprozesse, die ja Deutschland so unendlich schwerfallen, weil der ganze überzogene Individualismus sich umsetzt in verfasste, verbandsmässig organisierte Interessen, die sich gegenseitig blockieren und der Vernunft für die Politik keinen Spielraum lassen. Denken Sie allein an die Debatte und das Seilziehen um die Steuerreform, die ja nur deshalb ein Projekt ist, um die Unternehmen von Steuern zu entlasten, aber auch die Arbeitskosten zu senken und den Wirtschaftsstandard Deutschlands fit zu erhalten. Man stelle

sich vor, Deutschland marginalisiert sich selbst; das ist nämlich die Sanktion für die verpassten Chancen. Das Risiko in dieser Wettbewerbssituation ist die Marginalisierung. Der Trend geht dann an einer solchen Region vorbei, mit der Folge, dass die Region wirtschaftlich absteigt, und den entsprechenden politischen Konvulsionen und Spasmen, die sich dabei ergeben können.

Zukunft aktiv gestalten

Jetzt habe ich von den Risiken gesprochen, aber es gibt natürlich enorme Chancen: die Chance, dass wir ein realistisches Menschenbild zurückgewinnen und diese Zukunft, der wir ja nicht entgehen – wir leben ja alle in die Zukunft –, auch nun aktiv gestalten. Was muss geschehen? Wir müssen Leistungswillen, Leistungsreserven mobilisieren, wir müssen zu vernetztem Denken ausbilden und zu lebens-

gung, ein Denken in mehr Solidarität und Bürgertum, dann entstanden.

Oder ein Autor, der, wie ich hörte, auch in Caux gesprochen hat, Michael Novak, mit seinem Buch *The American Vision – An Essay on the Future of Democratic Capitalism*, der über die Ethik der Wirtschaftsordnung des Marktes und der Demokratie Entscheidendes und sehr tief nachdenkend geschrieben hat, der eben auch im Ergebnis die These vertritt: Demokratie und Marktwirtschaft sind nicht machbar ohne einen Mindestpegel an Ethik. Eine Ethik, die aber dann philosophisch sauber begründet sein muss; eine opportunistische, utilitaristische Ethik genügt nicht, d.h. «was du nicht willst, dass man dir tu’, das füg auch keinem andern zu», und dann kommt immer, wenn man Unrecht erleidet, der Knie-Sehnen-Reflex: «Wie du mir, so ich dir.» So geht es nicht auf. Man muss eine onto-

mit einer dichten, leider eben auch vorbereiteten Rede, in der nun für einen Unterhaltungswert zu viel Substanz steckte; aber lassen Sie mich schliessen mit einem Appell, den wir vielleicht auch als Argument denjenigen entgegenhalten können, die uns Christen nachher begegnen mit dem Totschlags-Argument «Fundamentalisten». Das ist eine völlige Verkenning der christlichen Botschaft, wenn wir uns klar sind, was unser Gott ist. Gott ist Liebe. «Liebe», sagt die Dichterin Ricarda Huch, «ist das einzige, was wächst, wenn wir es verschwenden.»

Und Michael Broch sagt, nachdenkend über diesen Spruch:

Was ist das Ingrediens der Liebe?

- **Ordnung** ohne Liebe macht kleinlich – Ordnung mit Liebe grosszügig.
- **Wohlstand** ohne Liebe macht geizig – Wohlstand mit Liebe freigiebig.
- **Ehre** ohne Liebe macht stolz – Ehre mit Liebe bescheiden.
- **Pflicht** ohne Liebe macht verdrüsslich – Pflicht mit Liebe beständig.
- **Freundlichkeit** ohne Liebe macht heuchlerisch – Freundlichkeit mit Liebe gütig.
- **Klugheit** ohne Liebe macht gerissen – Klugheit mit Liebe verständnisvoll.
- **Macht** ohne Liebe macht gewalttätig – Macht mit Liebe hilfsbereit.
- **Gerechtigkeit** ohne Liebe macht hart – Gerechtigkeit mit Liebe verlässlich.
- **Glaube** ohne Liebe macht fanatisch – Glaube mit Liebe friedfertig.

Und was haben wir da? Die vier aristotelischen Tugenden der nikomachischen Ethik: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mass; und die drei theologischen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Meine Damen und Herren, so meistern wir die Zukunft; also bedarf es gar keines Appells – wir schaffen das.

Zum Sprecher: Leiter der Vertretung des Freistaates Bayern bei der Europäischen Union, Brüssel.

1962: Promotion im Völkerrecht über ein Thema der Staatensukzession. 1963–67 Mitglied des Kabinetts von Prof. Walter Hallstein, Präsident der Kommission der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, Brüssel; 1967–69 Hauptverwaltungsrat im Generalsekretariat der Kommission der EG; 1970–90 Referats-, später Gruppenleiter in der Vertretung des Freistaates Bayern beim Bund, Bonn; 1991–94 Leiter der Europaabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Bundes- und Europaangelegenheiten, München.

Hat die Mechanik die Muskelkraft vervielfältigt, vervielfältigt die Informationstechnologie die geistigen Kräfte – im weitesten Sinne. Und wo von Geist als Produktionsfaktor die Rede ist, da ist der Mensch als Erzeuger, aber auch als Verbraucher gefragt, und da geht es nicht mehr nur in den Grenzen der reinen Rationalität.

langem Lernen motivieren. Dazu müssen wir Materialismus überwinden, denn er ist die geistige Grundlage für den Individualismus und den Hedonismus – und für den Relativismus.

Von asiatischen Kulturen hören wir den Vorwurf: «Gibt es denn Rechte – seid ihr euch ganz ernst damit – ohne Pflichten? Seid ihr nicht in Pflichten eingebunden, mehr, als dass ihr von euren Rechten Gebrauch macht?»

Auch in den USA kommt aus den Hochschulen und aus den philosophischen Instituten dieser europäische Relativismus hervor, der den starken ethischen Impuls der amerikanischen Gesellschaft zur Ideologie diskriminiert, und als Gegenwehr ist die Kommunitarismus-Bewe-

logisch begründete Ethik formulieren. Es ist eine Aufgabe nicht der Christen, sondern der Philosophen in den Grenzen der reinen Vernunft.

Solidarität

Anderes Beispiel: Douglas Johnston, das (Washingtoner) Institut für Internationale Strategische Studien mit seinem Buch *The Missing Dimension of Statecraft*: Auch hier sind Konfliktlösungen untersucht worden, in denen das Element der Ethik, der christlichen Motivation, der *religio* (des Rückgebunden-Seins, *religare*) eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Meine Damen und Herren, ich habe Sie im Brüsseler Stil doch konfrontiert

Nurta Hagi Hassan, Somalia

An der Demarkationslinie zwischen den sich bekämpfenden Parteien in Mogadischu ist ein kleines Hoffnungszeichen im Entstehen. Frauen von beiden Seiten des Konflikts errichten einen Markt, wo sie gemeinsam ihre Früchte, Gemüse und handwerklichen Produkte verkaufen können.

Dieser Markt entspringt einer Eingebung von Nurta Hagi Hassan, der Ehefrau eines führenden somalischen Politikers. «Ich wollte einen Weg finden, um die Frauen der kriegführenden Parteien zusammenzubringen», sagt sie. «Viele haben ihre Männer in den Kämpfen verloren. Ich dachte, wenn wir einen Markt auf die Beine stellen könnten, dann wären wir gemeinsam an der Zukunft beteiligt.»

Sie stiftete ein Stück Land an der «grünen Linie» für 50 Frauen, 25 von jeder Seite. Mit Hilfe von Fonds ausländischer Nichtregierungs-Organisationen und UNO-Organen werden fünfzig Marktstände aufgestellt. Es ist auch ein Begegnungszentrum vorgesehen, wo die Frauen miteinander sprechen und «nach und nach» ihre Differenzen überwinden können. Die beiden Gruppen werden sich zweimonatlich in der Leitung abwechseln.

«Wir können unser Land miteinander teilen», sagt Nurta Hagi Hassan. «Wir müssen unsere Männer vom Kämpfen abbringen, denn sie kämpfen um Macht und nichts anderes.» Sie weist darauf hin, dass die Somalier keine Rassen-, Religions- und Sprachunterschiede haben, die sie entzweien könnten – es ist einzig und allein die Politik.



Nurta Hagi Hassan: «Wir haben den Krieg satt.»

«Ich zitterte um mein Leben»

Sie selbst hat den Konflikt ihres Landes auf bittere Weise erfahren. 1992, als die Kämpfe in Mogadischu auf ihrem Höhepunkt waren, sass sie während fünf-

zig Tagen im feindlichen Gebiet fest, das von den Truppen des von ihrem Mann bekämpften Generals Aidid kontrolliert wurde. «Manchmal hörte ich, wie die Soldaten meinen Namen riefen», sagt sie.

Sam G. Doe, Liberia

Seit gut sieben Jahren wütet im westafrikanischen Staat Liberia ein fast anhaltender Bürgerkrieg – trotz aller Friedensbemühungen der Nachbarn. Wie in den meisten Bürgerkriegen lassen sich Recht und Unrecht schwer ausmachen, aber am meisten darunter zu leiden hat die Bevölkerung.

Der junge Familienvater Sam Gbaydee Doe hat sich zur Aufgabe gemacht, seinen traumatisierten Landsleuten innere Heilung zu bringen und sich nicht dazu verleiten zu lassen, Partei zu ergreifen. Auslöser dafür war ein einschneidendes Erlebnis im Jahr 1990. Er berichtet:

Ich wuchs in einem dichtbevölkerten Elendsviertel von Monrovia, der Hauptstadt Liberias, auf. Damals erträumte ich mir, eines Tages Bankier zu werden. Das Leiden, die Armut und die Brandmarkung, die ich als Slumbewohner von seiten meiner Mitschüler erleiden musste, würden ein Ende haben. Ich wollte mich

also im Bankgeschäft ausbilden, um dort zu sein, wo das Geld – die Lösung für meine Armut – aufbewahrt wurde. In der Mittelschule war ich in quantitativen Fächern wie Mathematik am besten, und mit dem Bankwesen im Auge ging ich an die Universität, um Wirtschaft zu studieren.

Am 24. Dezember 1989, genau zu Beginn meines Abschlussjahres, brach in Liberia der jetzige Bürgerkrieg aus. Bis Juni 1990 hatte er das ganze Land erfasst. Niemand durfte von zu Hause weg. Die Mehrheit der Leute hatte nichts Essbares zur Verfügung. Ich gehörte zu jenen, die ein Vierteljahr lang praktisch ohne Lebensmittel waren.

Während jener Zeit geschah es, dass ich Gott auf ganz besondere Art begegnete. Am 14. Juli 1990 beschloss ich, einen Spaziergang im Quartier zu riskieren, um meine vom Hunger geschwächten Muskeln zu stärken. Eben hatten wir unsern Onkel durch einen qualvollen Hungertod verloren, und ich fürchtete, als nächster an der Reihe zu sein, denn ich war nun der Schwächste der Familie.

«Ich zitterte um mein Leben und konnte sehen, dass die Leute, die mich versteckt hielten, um ihre Kinder bangten.» Schliesslich glückte es ihr, «ganz allein und im Vertrauen auf Gott», auf die andere Seite hinüber zu gelangen.

«Damals», meint sie, war ich entschieden, mich zu rächen. Mein Bruder war verwundet und mein ganzes Hab und Gut geplündert worden.» An einer Konferenz in Caux begegnete sie Menschen aus andern Ländern, die ebenfalls gelitten hatten – «sogar mehr als ich» –, und hatte die Kraft gefunden, zu vergeben. «Mir wurde bewusst, dass ich inneren Frieden finden musste.»

Sie fand nicht nur den Mut zur Vergeltung, sondern auch zur Kontaktaufnahme mit «den Menschen, die wir als Feinde betrachteten». Kürzlich ging sie, wie sie erzählt, um der Familie eines Generals, der eben gestorben war, ihr Beileid auszudrücken. Ein Mann aus ihrer Sippe sah sie hineingehen und schrie: «Schäm dich!» – «Doch ich ging einfach weiter», sagt sie. Sie engagiert sich aktiv in der Vermittlung zwischen den verschiedenen Kriegsparteien in Somalia.

Dieser Tage lasse sich ein neuer Geist in Somalia spüren, meint sie. «Wir haben den Krieg satt. Es besteht Hoffnung, dass wir uns zusammenfinden können und endlich eine Regierung bekommen.»

Mary Lean

Das namenlose Kind

Einige Strassen weiter sah ich ein kleines Kind unter dem Vordach eines Schulhauses liegen. Es bestand praktisch aus Haut und Knochen. Seine Zähne waren von Fliegen übersät, die sich an seinem Speichel sättigten. Seine halbgeschlossenen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Wie von einem seltsamen Magneten wurde ich von dem Kind angezogen. Eine Viertelstunde lang stand ich über ihm und beschloss dann, mich schnell nach etwas Essbarem umzusehen. Wie durch ein Wunder Gottes gelang es mir, für 50 Cent eine Handvoll Popcorn zu kaufen. Ich rannte zu dem Kind zurück, öffnete seinen Mund und steckte ein Stück Popcorn hinein. Ich kauerte nieder und wartete begierig, dass sich seine schwachen Kiefer bewegen würden... Leider täuschte ich

mich. Das Kind hatte nicht mehr die Energie, das Popcorn zu kauen. Zehn Minuten später öffnete es mit letzter Kraft die Augen, und unsere Augen begegneten sich. Eine lange Zeit schauten wir einander an, und etwas Seltsames ereignete sich. Es war, als würden diese schwachen Augen die Formlosigkeit meines Wesens durchdringen und unsere Seelen sich zutiefst miteinander verbinden. Seit meiner Geburt hatte ich nie eine solche Verbindung gespürt.

Darauf schloss das Kind die Augen. Ich sah, wie sein Atem immer langsamer ging. Dann regte sich sein Körper nicht mehr und wurde steif. Ich merkte, dass es tot war. Mit Tränen schaute ich die leblose Gestalt an und fragte: «Wie viele von euch liegen neben Schulhäusern, im Gebüsch, an den Strassen? Wie viele von euch sind vom Wahnsinn der Gier, des Hasses und der Angst verschlungen worden?»

Die Konsequenz

Ich ging nach Hause, zog mich in mein stilles Zimmer zurück und fragte: «Gott, sorgst du dich wirklich um all das? Hast du jenes namenlose Kind gesehen, das in mein Wesen eingedrungen ist?» Ich sagte ihm auch, ich würde unaufhörlich dem Frieden nachjagen, bis er in Liberia Wirklichkeit würde.

So verpflichtete ich mich Gott gegenüber, für Heilung und Frieden zu arbeiten. Meinen Traum einer Karriere im Bankwesen liess ich fahren, um in die Dörfer und Städte zu gehen und Gottes frohe Botschaft zu verkünden. Mit Unterstützung des katholischen Erzbistums Monrovia wurde noch im selben Jahr das erste Programm für Enttraumatisierung, Heilung und Versöhnung aufgestellt. Wir begannen in der Hauptstadt und reisten danach in ungefährliche Landesteile, um uns die Erlebnisse der Menschen anzuhören, zusammen zu weinen und einander zum Weitermachen zu ermutigen, indem wir sangen und unsern Glauben miteinander teilten. Ich half auch mit bei der Entwicklung eines psychologischen Beratungsprogrammes für ehemalige Kindersoldaten und regte viele weitere Rehabilitationsprogramme an. In den vergangenen sechs Jahren habe ich ausschliesslich für den Frieden gearbeitet.

Mit Staunen blicke ich auf diese sechs Jahre zurück. Wie ist das alles gewachsen? Wie konnte ich Kontrollposten passieren, an denen Kindersoldaten jeden töteten, der mit früheren Regierungsleuten zu tun hatte? Obwohl ich mit dem verstorbenen Diktator Samuel K. Doe nicht verwandt war, trugen wir denselben Na-

men. Offensichtlich hätte ich nie und nimmer einen Soldaten davon überzeugen können, dass ich nicht mit Doe verwandt war. Doch das Erstaunliche ist, dass in all den sechs Jahren häufigen Reisens durch die Gebiete der verschiedenen Splittergruppen zwar andere Mitglieder unseres Teams nach ihrem Namen gefragt wurden, ich aber nie. Gott ist treu.

Ein weiteres Wunder war es, die jeweils richtigen Worte zu finden. Oft konnten die Leute es nicht glauben, dass ich ein Volkswirtschaftler sei und nicht ein Pfarrer oder ein Psychologe. Gott besorgte die richtigen Worte und die Methoden, um das Bild von Heilung zutage zu fördern, das die Menschen in sich trugen. Vor jedem Training hielt ich eine Zeit der Stille, die ich jeweils mit dem Gebet einleitete: «Herr, verherrliche dich selbst. Gib uns die rechten Worte, um zu verkünden, dass du die Kraft hast, zu heilen und Frieden zu geben.»

Aufgaben?

Offen gesagt, bewundere ich jene Bankleute noch immer. Ich gehe gern in eine Bank und sehe zu, wie sie arbeiten. Etwas ist jedoch klar: Jene Augen habe ich nicht vergessen, die mich einen andern Weg einschlagen liessen. Oft packt mich solche Enttäuschung. Seit sechs Jahren wird unsere Hoffnung auf Frieden immer wieder zunichte gemacht. Aber jedesmal, wenn ich daran denke, die Berufung aufzugeben, taucht jenes namenlose Kind vor mir auf. Ich verbinde es mit meiner fünfjährigen Tochter und rufe aus: «Nein, Herr, nein... bitte vergib mir! Ich kann nicht aufgeben.» Ich weiss, dass Gott den Hilferuf jenes Kindes nicht unbeantwortet lassen wird.

Gemeinsam

Die Provinzhauptstadt Kano in Nordnigeria war vom 19. bis 25. April Treffpunkt für Menschen aus ganz Afrika. Ziel des Treffens war die gemeinsame Suche nach der Verwirklichung eines visionären Gedankens Frank Buchmans, Afrika könnte «ein Beispiel des Friedens und der Einheit» werden. Angesichts der vielen Schwierigkeiten in seinem Kontinent hatte der Emir von Kano die Initiative zu dieser Aussprache ergriffen. Der Schluss tag fiel auf das traditionelle, farbenfrohe Durbar-Fest, an dem alle Herrscher des Emirates zu Pferd dem Emir ihre Reverenz erweisen.

Niklaus von Flüe, heute betrachtet

Am 15. Mai 1947 wurde der Obwaldner Bauer Niklaus von Flüe in Rom heiliggesprochen. Heute, fünfzig Jahre danach, veröffentlicht der Schriftsteller und Historiker Pirmin Meier ein aufschlussreiches Buch, für das er während zwölf Jahren recherchiert hat. Ebenfalls dieses Jahr wurde in Ungarn dem Gottesfreund aus dem Obwaldnerland eine Kirche geweiht.

Der heilige Bruder Klaus, oder *Glois* auf obwaldnerisch, hat zu seinen Lebzeiten und bis heute stets wieder in ganz unterschiedlicher Art von sich reden gemacht. So nahm beispielsweise der reformierte Theologe Karl Barth fünf Jahre vor der römischen Heiligsprechung dagegen Stellung: Auch nach dem Zeugnis der Bibel gebe es heilige Menschen, führte er aus, aber die wirkliche Heiligsprechung sei die Taufe und das Leben aus dieser. «Und wir glauben dabei gerade den heiligen Klaus auf unserer Seite zu haben.»

Der zehnfache Vater und letzte Einsiedler lebte von 1417 bis 1487. Ein stattliches Alter für jene Zeit! Ansehnlich war auch seine Laufbahn. Er versah seine Aufgaben erfolgreich, so dass alle Besitztümer der Familie sechseinhalb Wochen vor Beginn seines freiwilligen Einsiedlerdaseins schulden- und abgabefrei waren. Heute kennen wir das Sich-Absetzen auf eine Karibikinsel aus dem genau umgekehrten Motiv, wenn Schuldenlasten und Konkursverfahren sich kriminell verdichten. Niklaus hingegen war schon im Zenit seiner Karriere ein bescheidener Mensch. So liest man beispielsweise, wie er auf seiner Alpweide im Melchtal dem Sohn die Pflege der Herde überlässt und selbst die Knechtarbeit des Distelausstechens auf den Weiden übernimmt.

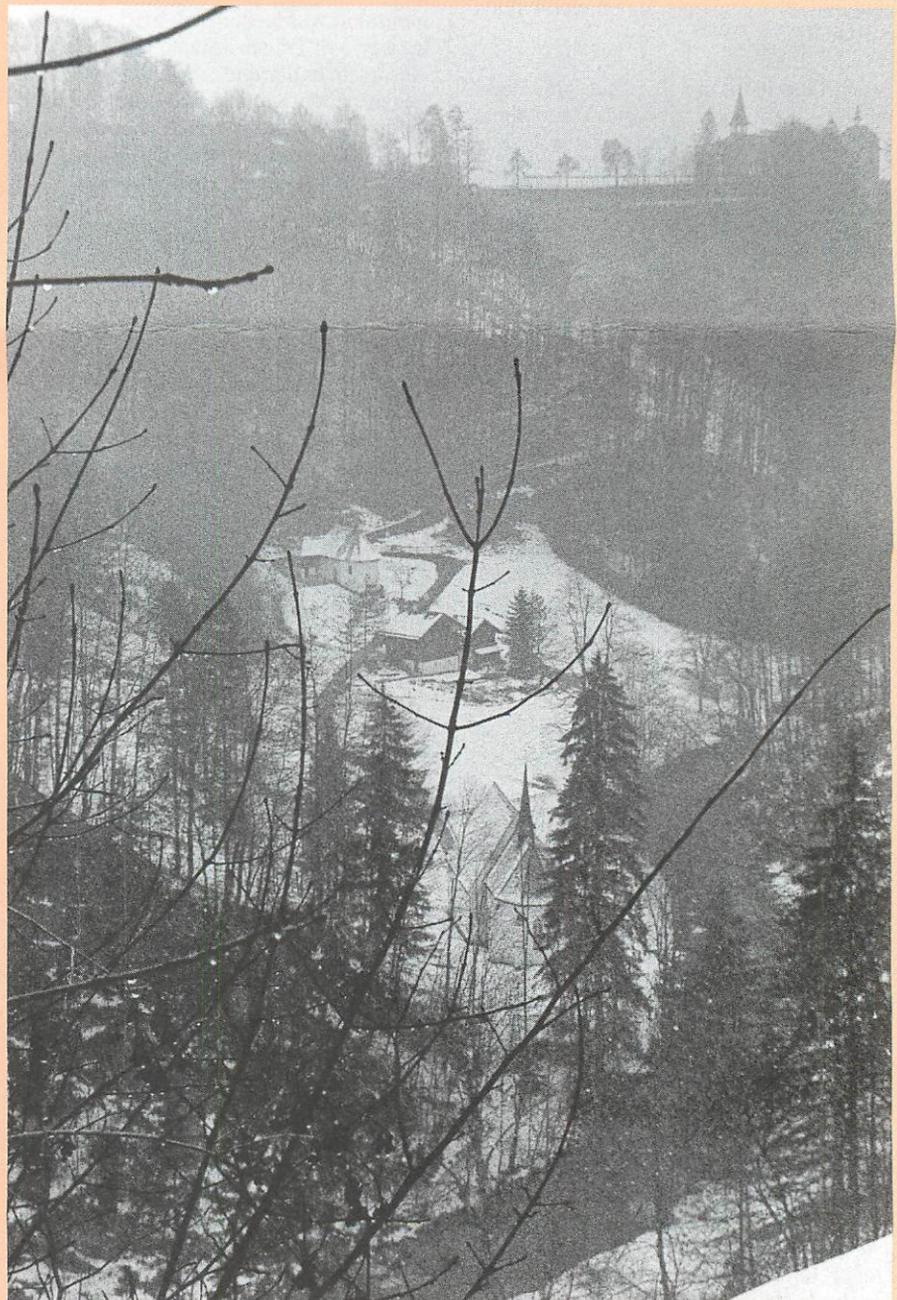
Pirmin Meier, der hier sein zweites Werk über eine Person des Spätmittelalters schreibt, führt Leserinnen und Leser auf fünfhundert Seiten, die in sechs Hauptteile gegliedert sind, durch das Leben des Heiligen. Titel und Untertitel sind abwechslungsreich gewählt, manchmal ein Begriff aus der damaligen Sprache (Der einsame Mann will auf den Danz gon), dann wieder ein kerniges Wort aus heutiger Sicht (Fress- und Sauffensive), wenn die Spesen damaliger Gastdiplomatie dokumentiert werden. Dann wiederum spürt man den Ernst, mit dem sich der Autor an den verborgenen Kern des Schweizer Heiligen herantastet (Die Arbeit der Nacht/Das arme reiche Land/Das Gymnasium des Heiligen Geistes).

Zeitzeugnisse

Die Arbeit ist vergleichbar mit der technischen Gründlichkeit eines Scan-

ners. Sie bringt Anekdoten, rückt aber auch frühere Quellen in einen entspannteren Zusammenhang. Im bewegten 15. Jahrhundert fanden kirchliche Konzile

und Konzilsversuche statt. Der Sekretär eines solchen misslungenen Versuchs, dessen Vorgesetzter sich dann im Gefängnis erhängte, zog sich in ein jurassisches Kloster zurück und verfasste dort ein Werk über seinen Zeitgenossen in Obwalden. Einsiedler und Waldbrüder gab es damals viele. «Alle Verwandlung beginnt im Magen» hingegen, wie Bruder Klaus sie lebte, sowie das Suspendieren seiner zuneigungsvollen Partnerschaft mit seiner



Die Einsiedelei im Ranft, das rauhe...

Forum in Australien

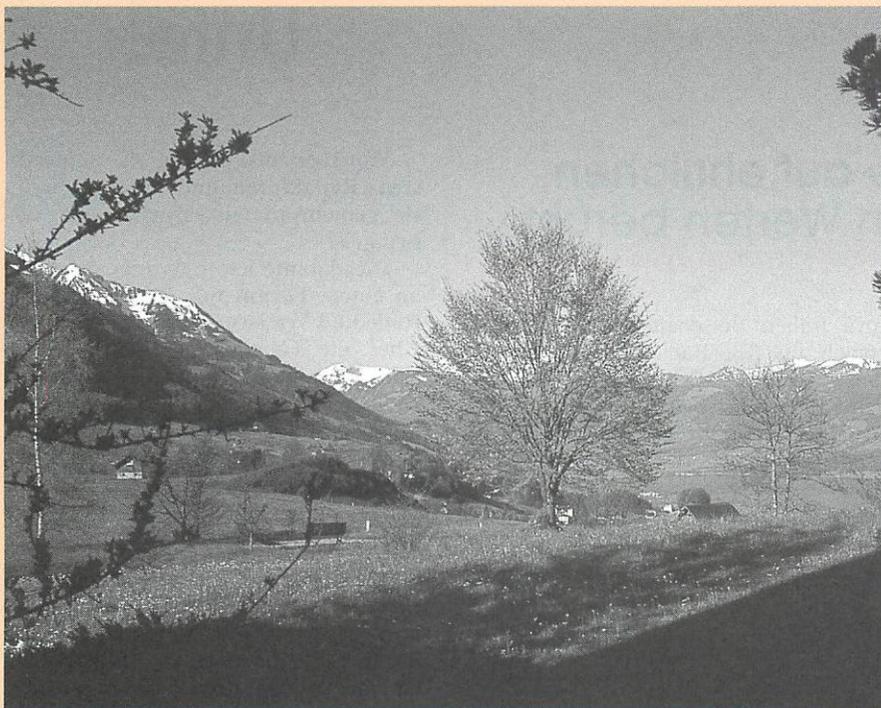
Journalisten, Autoren und Verleger aus England, Ägypten, Indien, Frankreich, der Tschechischen Republik und Polen weilten kürzlich in Australien, um sich mit den Werten und der sozialen Verantwortung der Medienindustrie zu befassen. Zu diesem Zweck trafen sie sich mit Berufskollegen, Politikern und Akademikern in Sydney, Canberra und Melbourne. Unser australischer Kollege Mike Brown berichtet:

Die neun Besucher kamen als Vertreter des Internationalen Medienforums (ICF), welches vor sechs Jahren auf einer MRA-Konferenz in Caux vom britischen Verleger William Porter ins Leben gerufen worden war. Am 15./16. März amtierte das ICF gemeinsam mit dem Australischen Presserat (einem brancheneigenen Aufsichtsorgan der Druckmedien) als Gastgeber für eine Veranstaltung in Sydney zum Thema: «Die Rolle und Verantwortung der Medien» (siehe *Unter der eigenen Lupe*).

In seiner Willkommensadresse schrieb der Vorsitzende des Presserates, Professor David Flint: «Die Verantwortung der Medien kann nur durch ethisches Handeln ihrer Berufsleute und durch ein Publikum gewährleistet werden, das beim «Konsumieren» des Produktes dieses auch bewertet.»

William Porter, der mit Flint den Vorsitz des Forums in Sydney teilte, bemerkte dazu, das «Vertrauen des Publikums in die Medienschaffenden» sei «ständig im Sinken». Erhebungen in der ganzen Welt zeigten eine Akzeptanz von 18% oder weniger. Daher hätte er das ICF gegründet, um u. a. die Medienschaffenden zu ermutigen, «eine Kultur zu entwickeln, die auf ehrlichen, sauberen und fairen Werten beruht», sowie «die Lieferanten von Nachrichten zu motivieren, dass man ihrer Darstellung der Tatsachen Vertrauen schenken kann». – Seit 1991 hat das ICF neun Konferenzen gestaltet. Etwa 1200 Berufsleute aus 60 Ländern sind mit dem Forum in direkten Kontakt gekommen.

Die Besucherinnen und Besucher führten nicht nur Gespräche über die Medien; sie wurden auch von diesen interviewt. Eine Direktsendung des nationalen Radios ABC, *Late Night Live* (20 Minuten), stellte den Polen Jan Pieklo vor, der als Journalist der Solidarnosc-Bewegung inhaftiert worden war und später als Kriegsberichterstatter in Bosnien arbeitete. Ebenfalls an der Sendung beteiligt war



...und das liebliche Gesicht Obwaldens

Frau Dorothee sind Inhalt dieses bisher weniger bekannten Quellenwerkes.

Über Dorothee selbst weiss Meier nichts Neues zu berichten. Er schildert zwar die Erscheinung ihres Mannes mit dem Siegesbanner nach seinem Tod. Als Forscher unterlässt er jedoch Mutmassungen über sie und stellt dafür dokumentierte Frauenbilder aus jener Zeit an ihre Seite. So nähern wir uns in der Lektüre einem Zeitbild von Frauen wie Dorothee.

Mehrere Bücher in einem

Überhaupt gibt die Zeichnung dieses Zeitbildes dem Buch seinen spannenden, bisweilen anspruchsvollen Verlauf. Das politische, wirtschaftliche, alltägliche und geistliche Umfeld wird belegt. So gesehen, sind es mehrere Bücher in einem. Dass diese unter dem Deckel einer Heiligenbiographie stecken, lässt erst aufmerken und weist sodann hin auf die ursprüngliche Kernkraft Bruder Klausens, des Rätselhaften im Vertrauten, des Vollkommenen in aller Bescheidenheit. Die Frage Reinhold Schneiders: «Werden Better zu Vollendern der Geschichte?» wird zitiert.

Den Wirren der jungen Eidgenossenschaft sind natürlich viele Seiten gewidmet. Das für die Weiterentwicklung der Bundesgenossen so zentrale Stanser Verkommnis (Vertrag) von 1481 ist nicht ohne Bruder Klaus denkbar und ebenfalls nicht ohne seinen Seelsorger Heimo Amgrund. Auch hier holt Pirmin Meier

weiter aus, als wir es gewohnt sind. Wir vermögen das Gewebe der wechselseitigen, teils widersprüchlichen Beziehungen von Stadtkantonen zu Landkantonen auszumachen, die wiederum untereinander ungleich sind. Alle führen sie etwas im Schilde, in einer Zeit wirtschaftlichen und territorialen Grosshungers. Viele von ihnen vertrauen dem Einsiedler in der Ranftschlucht mehr als einander. Mit diesem Buch kann man die Umrisse einer Anatomie dessen ausmachen, was immer noch ein Wunder ist. Ebenfalls packend zu lesen sind jene Hinweise, die uns – heute formuliert – das Demokratieverständnis Niklaus von Flües näherbringen.

Alphabet entziffern

«Er ist ein frommer Man gsin», steht über der letzten Seite des Buches. Daraus, in Pirmin Meiers Worten: «Mit Grund steht zu vermuten, er sei... zu Lebzeiten ein im Leiden erhöhter Mensch gewesen. «Unbeschreiblich» habe er gelitten, unterstellt Gotthelf in seinem Kalenderbeitrag. (...) Das Alphabet des Bauern und Einsiedlers Bruder Klaus von Flüe zu entziffern, wird wohl noch bei künftigen Generationen eine faszinierende Aufgabe bleiben.»

Christoph Spreng

Pirmin Meier: *Ich, Bruder Klaus von Flüe*, Ammann Verlag, Zürich 1997, ISBN 3-250-10309-8

«...eine Kultur, die auf ehrlichen, sauberen und fairen Werten beruht»

Bernard Margueritte, französischer Radio-, Fernseh- und Pressekorrespondent in Warschau. Im SBS-Fernsehprogramm *Dateline* wurde der indische Autor Rajmohan Gandhi interviewt; die tschechische Dramatikerin Jaroslava Mose-

rová, frühere Botschafterin in Australien, sprach im SBS-Radio. Die Direktoren dieser Gesellschaft berichteten der ganzen Gruppe über ihre Aufgabe, wöchentlich Programme in sechzig Sprachen zu senden.

Australisches Parlament empfängt ICF-Besucher

Acht der Besucher wurden in der Hauptstadt Canberra von Mitgliedern der Regierung, dem Oppositionsführer und andern Parlamentariern empfangen.

Zu Beginn der Fragestunde im Repräsentantenhaus begrüßte der Präsident Jara Moserová und Rajmohan Gandhi als Gäste. Während seines Mittagessens im Parlament wurde Gandhi von einem jungen Liberalen unterbrochen: «Ich hörte Sie in Washington sprechen und habe nie mehr vergessen, was Sie damals sagten!» Am selben Abend nahm er an einer von Chris Miles, Parlamentssekretär des Ministerpräsidenten, geleiteten Diskussion zwischen den ICF-Besuchern und Abgeordneten teil. Sie bot denjenigen Abgeordneten die Gelegenheit, sich Luft zu machen, die Opfer ungerechtfertigter Medienangriffe geworden waren. Im allgemeinen wurde aber die Informationsmenge gelobt, welche zwischen den Institutionen und dem Publikum Australiens hin und her fließt.

Ein Liberaler drängte, die Medien sollten aktiver ins Geschehen eingreifen: «Wenn wir die Gesellschaft verbessern wollen, müssen wir das Beste in den Menschen hervorholen. Dazu brauchen wir die Hilfe der Medien.» Zusammenfassend meinte Chris Miles: «So, wie wir den Zusammenbruch des Kommunismus erlebt haben, werden wir jenen des Kapitalismus erleben, wenn er nicht auf moralischen Grundlagen beruht. Der Kapitalismus ohne starke moralische Kompo-



Canberra, waldreiche Hauptstadt

nente konzentriert sich übermässig auf Habgier. Er kann nur gut funktionieren, wenn die Gesellschaft ihre moralischen Pflichten wahrnimmt. Journalisten und Medien spielen eine wichtige Rolle in der Gestaltung zwischenmenschlicher Werte. Daher ist die weitere Arbeit des (ICF-) Forums so wichtig.»

Am nächsten Tag fand ein weiteres Treffen statt, das sich mit der Rolle der Medien in Konfliktsituationen befasste.

An einem Empfang in der Nationalen Universität nahmen zahlreiche Akademiker und Diplomaten teil. Die Vizerektorin, Sue Sergeantson, wies auf das australische Interesse an den besprochenen Themen hin und meinte: «Auch wir haben unsere Konflikte und sind uns der Spannungen bei unserem Nachbarn Papua-Neuguinea gewahr. Ihre Erfahrungen sind uns wichtig.»

Im Studio Canberra der Radiogesellschaft ABC wurde Rajmohan Gandhi gefragt: «Wer hat eine so breite Vertretung der internationalen Medien zusammengebracht?» Gandhi führte aus, das Interesse für das Forum sei deshalb so gross, weil es den Medienschaffenden Gelegenheit biete, ihre eigenen Leistungen kritisch zu begutachten.

John Bond, Canberra

Unter

Worüber diskutieren 42 Journalisten, Redaktoren und Verleger, wenn sie gemeinsam ein Wochenende verbringen?

Dies konnte ich in Sydney erfahren, an einem Forum mit dem Titel: «Die Rolle und Verantwortung der Medien.» Über die Grundfragen wurde wortreich verhandelt, so zur Pressefreiheit, zu den Medien als «vierte Kraft» im Staat und den Besitzverhältnissen in der Medienlandschaft. Aber wie erwartet, kam man dann stracks zur Sache: zu den Schlagzeilen.

Die Berichterstattung über pädophile Lehrer, Rassismus, Salman Rushdie, den Balkankrieg; aufdringliche Reportagen über das britische Königshaus, Sensationspresse – die Medienprofis zerpflückten ihre eigene Arbeit ebenso kritisch, wie sie es sonst mit ihren Interviewpartnern tun.

Rassismus-Nachrichten

Der Vizepräsident der Ethikkommission von Neusüdwaales, Ross Tzannes, brachte die Debatte mit seiner Behauptung ins Rollen, eine gewisse australische Parlamentarierin sei kürzlich bloss berühmt geworden, weil sie von den Medien in Szene gesetzt worden sei: «Diese sehr wortkarge Frau wurde zur wortgewaltigen Anführerin hochgespielt.» (...) Wie bringt man solche Debatten zu einem guten Ende? Oder muss es bei der Polarisierung bleiben, fragte Tzannes. «Urteilsvermögen», antwortete Sir Zelman Cowan, bis unlängst Vorsitzender der Fairfax Holdings Ltd. Cowan ist gegen festgelegte «Rezepte und Regeln» für die Medien, denn dies laufe «allen unseren Werten» zuwider. Berufliches Urteilsvermögen und Verantwortungssinn kamen öfters wieder zur Debatte.

«Wenn die Meinungsfreiheit so hochgehalten wird, dann soll dies auch für das Verantwortungsgefühl gelten», sagte Dr. Zaki Badawi, Vorsitzender des britischen Rates der Imame und Moscheen. Er erwähnte die Tendenz der britischen Medien, auf der Islamfeindlichkeit herumzuspielen. Rajmohan Gandhi zitierte als Beispiel, wie eine indische Zeitung zu Spannungen zwischen Hindus und Moslems beigetragen hatte: «Wenn ein Schreibender es fertigbringt, Spannung und Gewalt zu schüren, dann fällt ihm die weitere Verantwortung zu: etwas zu tun, damit Hass und Gewaltpotential abnehmen.»

der eigenen Lupe

Ein australischer Verleger meinte, diese Idee von Toleranz und Respekt genüge ihm nicht: «Erinnern wir uns daran, dass die Toleranz ihre Kehrseite hat. Sie bedeutet oft politisches Stillschweigen, alles beim alten lassen. Die Presse soll ein Ärgernis sein, dazu ist sie da. Und daher wird sie stets ihre Kritiker haben.» Die Wahrheit lasse sich eher «im Gerangel widerstreitender Meinungen» finden.

Die Aufgabe der Medien

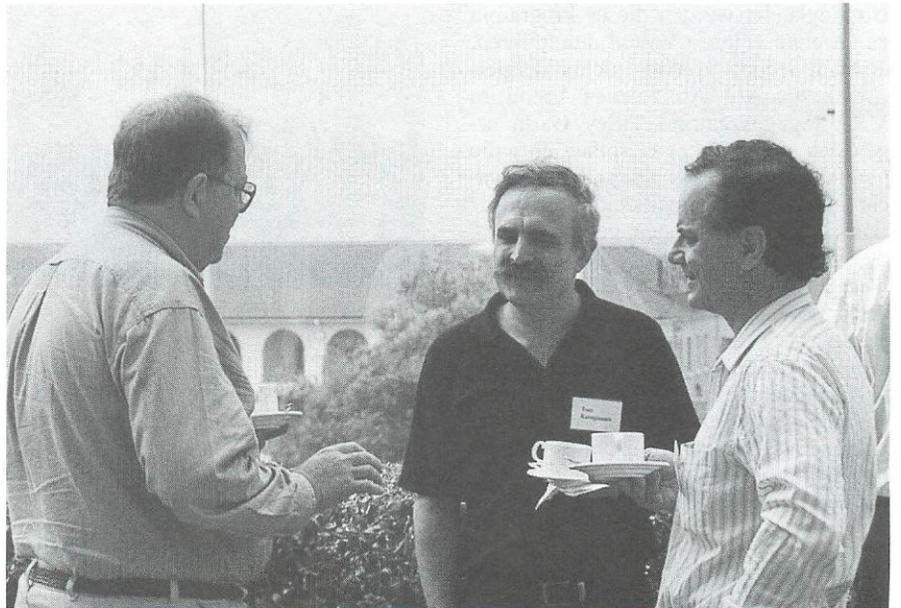
Laut dem Verleger John B. Fairfax ist die Presse dazu bestimmt, in einer Gesellschaft der Gewaltenteilung ihre Rolle als vierte Kraft wahrzunehmen: «Sie muss ganz einfach Regierungen bei der Sache und Politiker ehrlich halten.» Dies bedinge jedoch, dass die Presseorgane unabhängig und rechtschaffen bleiben – oder es allenfalls wieder werden.

Sollten die Medien zu einer besseren Gesellschaft beitragen oder ihr bloss den Spiegel vorhalten? Hier wurde dafür und dagegen gesprochen. Einige Forumsteilnehmer vertraten die Ansicht, Verlegen sei in erster Linie ein Geschäft, und die Marktregeln seien richtig. «Der freie Wettbewerb im Pressewesen ist Ansporn zur Qualität.»

Wettbewerb bringe aber nicht immer Qualität, warf Bernard Marguerite ein. Laut ihm habe sich in der Ernüchterung nach der Auflösung der kommunistischen Zensur in Polen «Geldmacherei und damit ein Mangel an fachlicher Qualität und Ethik» eingestellt. Er richtete die Lupe auf sein eigenes Fach und bedauerte jene Art Fernsehnachrichten, die sich bloss am «Showgehalt» messe, «eine Folge des Marktes in den Medien, dessen Wirtschaftskräfte Einfluss auf den Journalismus nehmen». Sein polnischer Kollege Jan Pieklo berichtete über seine Arbeit in Bosnien. Sensationslust und Übereinfachung ausländischer Medien hätten zur Tragödie beigetragen.

Ausgewogenheit und Flair

Der Beitrag von Martyn Lewis, Fernsehsprecher der BBC in London, zum letztjährigen Forum in Caux, wurde als Videoaufzeichnung übertragen. Er hatte eine Kampagne gegen die «Jauchegruben-Mentalität» gestartet, die in den elektronischen Medien und den Massenblättern um sich greife. Daraufhin hatten ihm Redaktoren aus Europa und Nordamerika Unterstützung für sein Bemühen zuge-



Ein Journalist aus Sydney mit ausländischen Kollegen, die sich für ethnische Angelegenheiten und Redefreiheit einsetzen

sagt, eine ausgewogene Berichterstattung zu fördern.

«Sollten wir Journalisten die Welt ändern wollen?» fragte Bernard Marguerite und antwortete seinerseits: «Ja, warum denn nicht? Viele unter uns möchten die Gesellschaft verändern. Warum sollten wir uns mit dieser heidnischen, materialistischen, gewalttätigen Gesellschaft abfinden? Warum nicht darauf hinwirken, dass moralische und geistliche Werte bestimmend werden? Eine solche Anstrengung ist berechtigt, und die Medien sollen dazu beitragen.»

Professor David Flint zitierte Mahatma Gandhi: «Dienen sollte das einzige Ziel des Journalismus sein. Die Presse hat Macht. (...) Eine Presse ausser Kontrolle dient bloss der Zerstörung. Wenn die Kontrolle von aussen kommt, erweist sie sich als noch giftiger als gar keine Kontrolle. Ergebnisreich ist sie nur, wenn sie von innen ausgeübt wird.»

Für mich als Teilnehmer am Forum war es ermutigend, der Umsetzung dieses Gedankens beizuwohnen.

Mike Brown, Sydney

Ukrainische Abgeordnete in England

Ende Februar hielten sich zehn junge Parlamentarier aus der Ukraine während zehn Tagen in England auf. Der Besuch war Teil des MRA-Programms Grundlagen der Freiheit (Foundations for Freedom). Die Besucher wurden mit Hilfe jener ukrainischen Parlamentarier ausgewählt, die im November 1994 an einem ähnlichen Studienaufenthalt teilgenommen und die Weiterführung solcher Programme befürwortet hatten.

Diesmal konzentrierte sich das Programm auf jene Werte, die die Demokra-

tie ermöglichen, speziell Dialogfähigkeit und Vertrauensbildung. Während ihres Aufenthaltes trafen die Teilnehmer Vertreter der britischen Regierung, des Parlaments, der Verwaltung und der Polizei. Sie besuchten Schulen, die öffentliche Sendeanstalt BBC und Kommunalverwaltungen in Liverpool und Nordwales. Der frühere norwegische Abgeordnete Johannes Østveit, Mitglied der Beratungsgruppe für das Programm, kam eigens, um die Ukrainer zu begleiten.

Anfänglich herrschte etwas Verdacht und Misstrauen. Die Ukrainer dachten,

London – Moskau – Jakarta – New York – Fidschi – Harvard

wir Engländer würden dieses Programm zu unserem eigenen Vorteil durchführen, konnten jedoch konkret nichts dergleichen ausmachen. Am zweiten Abend im MRA-Tagungszentrum Tirley Garth ergab sich ein ehrliches Gespräch über die Grundlagen des Programms. Die Tatsache, dass es grösstenteils auf freiwilliger Basis und von Personen getragen wird, die von echten Idealen motiviert sind, machte Eindruck, und ebenso die Entdeckung, dass wir nicht als westliche Besserwisser auftraten. «Verstehen Sie sich als Ärzte, die einen kranken Patienten behandeln?» lautete die Frage. Unsere Antwort war: «Wir nehmen uns und die Ukraine als Patienten wahr, die einander helfen können, indem sie Freunde werden.»



Im Londoner Parlamentsviertel Westminster

Von da an herrschte viel grössere Offenheit. Wesentlich daran beteiligt waren unsere beiden Dolmetscher: Svetlana, eine diesjährige MRA-Mitarbeiterin, und Oleg, ein Kursteilnehmer von 1994.

Beim Auswertungsgespräch meinte einer der Parlamentarier: «Die Ansicht, Moral und Politik seien zwei verschiedene Welten, ist weit verbreitet. Aber die Bedeutung der Moral wurde uns klar; in England wie in der Ukraine müssen wir uns anstrengen, das Niveau zu heben.» Ein anderer sprach von seiner Zukunftsvision, dass die Ukraine in der gemeinsamen Suche nach den Grundwerten der Demokratie beispielgebend sein könnte.

Mike Lowe, Oxford

Indonesien

Eine indonesische Version des Buches *Rediscovering Freedom* (Freiheit wiederentdeckt – nur in Englisch erhältlich) von John Lester und Pierre Spoerri ist unlängst bei Pustaka Utama Grafiti in Jakarta unter dem Titel: *Menemukan Kembali Kebebasan* erschienen.

«Vergebung» in New York

In der vierzigsten Etage eines Gebäudes in Manhattan trafen sich 85 Menschen, unter ihnen UNO-Beamte, um das Buch von Michael Henderson *The Forgiveness Factor* kennenzulernen. Der Autor traf sich während einer Mahlzeit in der MRA-Wohnung mit zwei Botschaftern, deren Länder soeben einen bewaffneten Konflikt ausgetragen hatten. Ein bewegendes Gespräch bahnte sich zwischen ihnen an.

Fidschi

Auf der Inselrepublik im Pazifik haben Schüler ihre Rückmeldungen zum MRA-Programm eingesandt, welches die Grundlagen eines mehrrassischen Fidschi fördern will. Seit 1994 wurden in fast vierzig Schulen 633 Lektionen abgehalten. «Ich will versuchen, den Fidschianern freundlich zu begegnen und nicht schlecht über sie zu denken», schreibt ein Schüler. Ein anderer meint: «Ich habe beschlossen, mich Angehörigen anderer Rassen, speziell den Indern gegenüber, freundlich zu benehmen, ihre Kultur zu respektieren und ihnen zu zeigen, dass sie mir nicht egal sind.»

Hoffnung in den Städten

Die meistgelesene Tageszeitung Amerikas, *USA Today*, brachte am 27. Februar einen Artikel über das MRA-Städteprogramm, verfasst von einem Professor der Universität Harvard. «Die inspirierten Anführer des von Richmond ausgehenden Projektes *Hoffnung in den Städten* haben entdeckt, dass das Anerkennen der gemeinsamen Geschichte als Katalysator dienen kann, um seit langem gespaltene Bevölkerungsgruppen wieder zu verbinden», schreibt Christopher Edley.

| | | | |
|---|-------------------------------|---------------------------|------------------|
| Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso | | | |
| Adresse ungenügend insufficiente indirizzo insufficiente | Unbekannt Inconnu Sconosciuto | Annahme verweigert Refusé | Gestorben Décédé |
| Abgereist Parti Partito | | Respiro | Decesso |

5-7/97

CAUX
Information

AZB 6002 Luzern 2

In Kürze

«Schritt halten mit Gott» in Moskau

Ein breites Spektrum der Moskauer Bevölkerung drängte sich in die Räume des Pen-Clubs zur Premiere des ersten in Russland veröffentlichten Buches über Moralische Aufrüstung, *Pospet' sa Bogom* (Schritt halten mit Gott). Das 164 Seiten umfassende Werk enthält einen Originaltext des Orientalisten Grigori Pomeranz und redigierte Teile von Theophil Spoerri *Dynamik aus der Stille* sowie Leif Hovelsens Bericht aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren *All Verden Venter*. Der Anlass wurde vom zweiten Kanal des Russischen Fernsehens gefilmt, und im Radio wurden Interviews gesendet.